

## Viele Boten

Sechs Stunden, ... fünf Stunden, ... Mit offenen Augen starrte Aquin die Decke an, lauschte der Uhr, zählte die Stunden und Minuten bis zum Morgen, wenn er nach Goslar aufbrechen und tun würde, was getan werden musste.

Er hatte sich vor seiner Abfahrt noch eine Weile schlafen gelegt. Diesmal im Kofferraum von Obskurrils Auto, weil es ihm in der SonderBar zu laut war. Aber Ruhe fand er nicht. Im Wirtshaus war es ihm zu laut, hier zu still. Selbst Adophilus schwieg in seiner Badewanne, als spüre das Krokodil, dass sein Freund fort war. Für immer. Der Gedanke machte Aquin mehr Angst als sein Plan, der ihm das eigene Leben kosten konnte.

*Du musstest es tun! Für wen? Für Niemandreich oder für dich?  
Für die Freiheit. Es geht nicht anders!*

Er war elf gewesen, als er zum ersten Mal von den Freok hörte. „Die Wilden im Wald“. Die Vorstellung faszinierte ihn insgeheim schon damals. Er gab sich Mühe, sie zu hassen, wie Obskurril und seine Mutter es taten, versuchte, der Junge zu sein, den sie sich wünschten. Aber es war nie leicht gewesen, zwei Erwartungen zu entsprechen, die sich so grundsätzlich unterschieden. Wie sollte er einem Lehrer vertrauen, der alles für falsch hielt, worauf seine Mutter stolz war, und wie einer Mutter, die seinen Lehrer genau dafür verachtete? Aquin hatte sich vorgenommen, für beide der beste Zauberer von allen zu werden. Trotzdem war immer die Frage geblieben, wozu? Er hatte sie zu ersticken versucht, indem er mehr lernte, aber die Frage bohrte weiter, wie ein Loch, das wuchs, egal wie verzweifelt er es füllte.

Dann, eines Tages, war er der Räuberkönigin zum ersten Mal persönlich begegnet. Sie hielt eine Rede an ihre Leute. Niemals hatte Aquin einer so beeindruckenden Stimme gelauscht. Nie hatte er so sehr das Gefühl erlebt, jemandem glauben zu können. Sterntaler verkörperte alles, was er gerne gewesen wäre. Er bewunderte ihren Mut, ihre Unabhängigkeit, ihre Klugheit. Und er hatte sich vorgenommen, ihr zu folgen, koste es, was es wolle.

Der Entschluss, Seelendra nicht mehr zu besuchen, tat nicht einmal sonderlich weh. Sie hatten sich schon davor kaum noch gesehen. Aber Liebe konnte so nachtragend sein. Immer wenn er glaubte, er hätte sie überwunden, griff sie nach ihm, schleichend wie ein Schatten, der

verblasste, ohne ihn jemals ganz zu verlassen. Er wünschte, er könnte sie hassen, und er hasste sich selbst dafür, dass er sie liebte. Eine Feindin der Freiheit hatte es nicht verdient, vermisst zu werden. Genauso wenig wie Obskurril mit seinem verfluchten Kampf für das „Gute“. Wer entschied denn, was gut war?

Am besten wäre es vielleicht, gar keine Familie zu haben, dachte er manchmal. Oder wenigstens wie seine Mutter zu sein, mit einem Herzen so kalt wie der Sumpf. Seelendra trauerte ihm bestimmt nicht nach.

Ob sie ihn jemals geliebt hatte? Gezeigt hatte sie es jedenfalls nicht. Nie war er gut genug gewesen, hatte sie enttäuscht, mit allem, was er tat. War es denn so schwer zu begreifen, dass er keine Preise, sondern einfach nur sie wollte?

Irgendwann schlief Aquin trotz allem ein. Und er schlief lange. Zu lange. Glücklicherweise lief er Tusifina nicht über den Weg, als er in die SonderBar rannte, um seine letzten Sachen zu holen. Er wollte niemanden sehen. Erst recht niemanden, der Obskurril kannte. Selbst der Anblick des alten Autosessels löste plötzlich ein merkwürdiges Gefühl in ihm aus. Seine Finger zitterten am Lenkrad.

*Reiß dich zusammen. Du kannst es nicht mehr ändern.*

Er schloss die Augen, versuchte sich zu beruhigen, aber es half nicht. Schließlich legte er den Hebel um und fuhr los. Mancher Schmerz ließ sich nur lindern, indem man ihn ignorierte.

Auf dem Weg nach Goslar lenkte er den Wagen zweimal in die Büsche. Eine Verkehrskontrolle hielt ihn an, weil er ein Stoppschild gerammt hatte. Aquin versteinerte sie. Aus Panik oder aus Wut? Er wusste es nicht. Sein Verstand war wie betäubt. Erst als er die nächste Parkbucht erreichte, blieb er stehen, stieg aus und schlug mit der Stirn mehrfach gegen einen Eichenstamm.

Was hatte er getan? Er hatte Obskurril verraten, er hatte Sterntaler belogen! Beben hielt er inne und rang nach Atem. Seine Lunge brannte vom Weinen; Blut und Tränen verklebten sein Gesicht, seine Hände.

Die Parkbucht befand sich unweit der Innerste-Talsperre. Wie ein Lindwurm wand sich ihre Staumauer von einem Ufer zum anderen. Die Stille des Wassers fühlte sich so tröstend an. Nebel trieb darüber hin.

„Wasser ist magisch“, pflegte Seelendra zu sagen. Vielleicht hatte sie recht. Es ließ Algen wie tanzende Schleier aussehen, es brachte Fische zum Fliegen. Alles, was an Land schleimig und glitschig war,

verwandelte sich im Wasser in etwas Wunderschönes. Sogar Seelendra sah wunderschön aus, wenn sie in der Tiefe ihres Sees verschwand, gekleidet in ihr Haar, das sie wie Schatten umwirbelte.

*Vergiss sie endlich! Und Obskurril auch!*

Es war längst zu spät. Wenn er jetzt nicht weitermachte, war alles vergebens. Obskurril wäre umsonst gestorben und Niemandreich würde niemals frei sein. Er stand auf und stieg wieder ins Auto.

Zweimal nahm er die falsche Abzweigung. Trotzdem tauchten irgendwann die vertrauten Felder auf und bald darauf die Stadtmauer, hinter der sich das Dach der Königspfalz erhob. Die Residenz Finians.

Goldene Flaggen, die einen schwarzen Adler zeigten, wehten über den Stadttoren. Der König war also zu Hause. Wo auch sonst? Er verließ seine Residenz nicht einmal, um Gefangene zu verurteilen, die Obskurril ihm brachte. Sie wurden ohne Prozess niedergeschlachtet. Aquin wusste es von den Freok. Obwohl eigentlich niemand genau sagen konnte, was aus ihnen wurde. Die Henker und Folterknechte waren ebenso rätselhaft wie der König selbst. Tief unter der Stadt sollten sie leben, ohne je ans Tageslicht zu kommen. Zumindest hatte sie niemand je gesehen. Genauso, wie niemand die Geschöpfe jemals wiedersah, die in den Kerkern verschwanden. Das ließ nur einen Schluss zu.

Die Königspfalz war trotz der vielen engen Gassen nicht zu verfehlen. Ein massives Gebäude, das auf einer Anhöhe thronte. Wie es dalag, glich es einem mehräugigen Drachen, der Goslar bewachte. Breite Steintreppen führten auf eine Veranda mit reich verziertem Geländer. An das Hauptgebäude lehnten sich gedrungene Türme, die sich erst aus der Nähe von dem etwas klotzigen Gesamtbild lösten. Zwei wuchtige Reiterstatuen auf noch wuchtigeren Sockeln blickten ihm stolz entgegen, als er auf das Eingangsportaal zuhielt. Dahinter schauten zwei überlebensgroße Löwenfiguren zu einer Treppe, an der zwei Wachposten standen.

Die Beiden hoben ihre Köpfe, als sie das Auto bemerkten. Etwas ungeschickt stellte Aquin das Fahrzeug an der Mauer ab und stieg aus.

„Eh, du!“ blökte der Eine. „Du hast aber schon gesehen, dass da was von ‚absolutem Halteverbot‘ steht?“

Aquin würdigte das Schild, das er beim Einparken umgefahren hatte, nur eines kurzen Blickes.

„Es ist dringend“, meinte er. „Ich muss zum König.“

„Du musst gar nichts! Da könnte ja jeder Hinz und Kunz kommen.“ Die beiden Wächter stiegen die Treppe herunter, bis sie direkt vor ihm standen. Es waren Riesen, auch wenn sie durch die Größe des Gebäudes und der Statuen hinter ihrem Rücken kleiner wirkten. Der Linke maß etwa drei Meter, der Rechte fünf.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Kleinere.

„Aquin Medusenhaupt. Ich komme im Auftrag Obskurrils und habe eine wichtige Nachricht für den König. Es geht um die Zukunft des Reiches.“

„Kannst du das beweisen?“ fragte der Fünfmetermann. Seine Stimme klang nach Donner und hallte bedrohlich von den Steinwänden wider.

Aquin zog seinen Zauberstab und verwandelte die Pike des Wächters in einen Besen.

„He!“ brüllte er so wütend, dass die Stufen erzitterten. Der Andere brach in Gelächter aus.

„Jetzt überzeugt?“ Aquin verwandelte den Speiß zurück.

Grimmig musterte ihn der Größere.

„Los, bring ihn rauf, Alex.“

Der Kleinere führte den Zauberlehrling zu einem Sekretär, der ihn zu einer Sekretärin schickte, die ihn bat, im Nebenraum zu warten. Nach einigen Minuten erschien ein feister Mann mit Walrossbart, der sich als Gallus von Gernrode vorstellte.

„Ich muss den König sprechen“, wiederholte Aquin zum gefühlten hundertsten Mal. Langsam nervte die Prozedur. „Es ist dringend.“

„Deshalb bin ich hier“, erwiderte Gallus. „Oberjeneral des Königs, zuständig für dringende Entschlüsse, die äußere- und innere Verteidigung des Landes betreffend.“

Aquin verdrehte die Augen.

„Ein General kann wohl kaum ohne den König entscheiden.“

„Ich schlage vor, du überlässt es mir, zu wissen, was ich kann und was nicht“, entgegnete der General streng.

Aquin seufzte. Er hätte Obskurrils Auto darauf verwettet, dass Gallus von Gernrode bluffte, doch er irrte sich.

„Drei Taje?“ fragte der General skeptisch, nachdem der Zauberer geendet hatte.

„Besser früher“, antwortete Aquin. „Deshalb muss ich sofort zum König.“

„Ich sachte, ich treffe die Entscheidung!“ donnerte Gallus.

„Dann wollt Ihr wirklich einen so wichtigen Entschluss ohne den König fällen?“ fragte Aquin ungläubig.

„Der Kenich hat mir die Befuchnis erteilt“, erwiderte der General eisig. „Also sprich nicht von Dingen, von denen du nichts verstehst, Jingelchen!“

Sollte das ein Witz sein? War dieser Mann ein Schwindler? Aber nicht einmal der kühnste Dummkopf hätte sich getraut, ohne Finians Erlaubnis mit dem königlichen Heer den Regenstein anzugreifen, oder?

„Bis zur Festung marschiert man fast einen ganzen Tag“, murmelte Gallus nachdenklich.

„Ein Heer, das sich sofort auf den Weg macht, könnte in der Nacht dort sein“, bestätigte Aquin.

„Ich sehe, du verstehst nicht viel vom Kriech“, knurrte der General grimmig. „Man kann in fünf Minuten kein Heer zusammenstellen und das missten wir, wenn wir heute die Teufelsmauer erreichen wollen. Und wenn wir sie nicht heute erreichen, sehe ich schwarz für deinen Plan.“

„Und ich sehe schwarz für dieses ganze Reich, wenn wir es nicht tun“, erwiderte Aquin. „Die Freok bedrohen Niemandreich seit Jahren. Eine Möglichkeit wie diese wird vielleicht nie wiederkommen und vergesst nicht: Wir haben Obskurril als Eingeweihten in der Burg.“ Aquin bewunderte sich selbst dafür, wie leicht ihm diese Lüge über die Lippen ging, obwohl sie schlimmer schmerzte als sein Kopf, den er gegen den Baum geschlagen hatte.

„Dein werter Meister wird uns auch nichts nützen, wenn wir in der Burg niederjeschlachtet werden, falls wir überhaupt soweit kommen! Ich nehme an, du hast Regenstein noch nicht mal von Weitem jesehn?“

Aquin konnte sich sein Grinsen nur mit Mühe verkneifen.

„Oh doch, das habe ich.“

„Dann weißt du also, dass man nur heil zur Festung kommt, wenn man die jeheimen Wege kennt“, erwiderte der General.

„Kenn ich“, antwortete der Zauberschüler. „Obskurril jagt die Freok, seit es sie gibt. Er hat einem von ihnen entlocken können, wo sich die Wege befinden.“

Die Geschichte stimmte immerhin zur Hälfte. Obskurril glaubte tatsächlich, die Wege zu kennen, aber nur Aquin wusste, dass er getäuscht worden war. Er selbst hatte die Lügen des Räubers damals

bestätigt, indem er seinem Meister von angeblichen Hinweisen erzählt hatte, die damit übereinstimmten.

„So?“ Gallus runzelte die Stirn. Es war schwer zu sagen, ob es Misstrauen oder Bewunderung war, doch schließlich fuhr er ungerührt fort: „Das ändert nichts daran, dass wir es in der Burg mit ein paar hundert Räufern zu tun kriegen. Und die kennen ihre eigene Festung besser, oder hast du zufällig auch ‘nen Jebäudeplan?“

„Das ist alles?“ fragte Aquin mit bewusst überzogener Verachtung. „Ihr wollt Euch eine einmalige Chance entgehen lassen, nur weil Ihr die Festung nicht kennt? Die Freok ahnen nichts von Eurem Angriff. Ihre Waffen sind schlecht und in der Burg wimmelt es von Kindern, Alten und Krüppeln. Die kampffähigen Männer könnt Ihr an einer Hand abzählen. Ich sage Euch, General von Gernrode, irgendwann wird der Tag kommen, da Euch keine andere Wahl mehr bleibt, als den Freok den Krieg zu erklären, und dann werden Eure Chancen wesentlich schlechter stehen.“

Gallus von Gernrode schwieg. Aquin wusste, dass er gewonnen hatte, noch bevor der Mann nickte.

„Nun jut. Ich kann nicht sagen, dass mir dein Plan jefällt, aber ich muss ihn wohl akzeptieren.“

„Ihr werdet es nicht bereuen“, setzte Aquin hinzu, bevor der General sich anders entscheiden konnte. „Und ich werde Euch meinen Dienst erweisen, soweit ich es vermag.“

„Dann jeh und verkinde meine Entscheidung in der Stadt“, meinte Gallus, während er aufstand. „Ich werde Boten nach Seesen, Lautenthal, Werwolfenhagen, New Avalon, Langelsheim, Harzburg, Schulenberg, Altenau und Clausthal-Zellerfeld senden. Mehr Städte kenn‘ wir in der kurzen Zeit nicht erreichen.“

„Das ist Wahnsinn. Rund um Harzburg treiben sich zu viele Soldaten rum. Willst du für deine Brüder am Strick enden?“

„Wenn‘ s ihnen hilft.“ Johanna nervten die Diskussionen mit den Räufern. Sie hatte einen Ritt durch den Wald gemacht, um selbst nach Konrad und Fridolin zu suchen. Als sie zur Baumannshöhle zurückkehrte, hockte neben dem Eingang noch immer derselbe glatzköpfige Kerl, der sie beim Aufbruch gewarnt hatte. Johanna beantwortete seinen missbilligenden Blick mit trotziger Miene und führte Schelm zu einem Wasserbecken. Inzwischen ließ sich das Pferd wenigstens einigermaßen

lenken. Egal, was die Räuber sagten, sie würde Konrad und Fridolin wiederfinden. Sie würde nicht zulassen, dass ...

„Äh, Sterntaler“, grüßte sie ein angetrunkener Junge. „Schen Dach heut, wa?“

Sie ignorierte ihn. Wenigstens war bisher niemand hinter ihr Geheimnis gekommen. Nur über ihre Brille hatten sich ein paar Leute gewundert. Eine halbblinde Frau hatte sogar angeboten, sie ihr abzukaufen. Offenbar waren Brillen in Niemandreich eine Luxusware. Johanna dachte darüber nach, sie ihr zu schenken, obwohl die lächerlichen drei Dioptrien ihr wahrscheinlich kaum helfen würden.

„Na endlich, wir dachten schon, du wärst den Soldaten des Königs in die Arme gelaufen, Sterntaler.“ Ein trübsüchtiger Mann, dessen Namen sie schon wieder vergessen hatte, lehnte sich betont lässig neben sie an einen Baumstamm.

„Im Wald sind weit und breit keine Soldaten“, gab sie gereizt zurück. Die Sorge machte sie allmählich rasend. „Und sonst auch niemand. Kannst ja nachschaun, Schlauberger.“ Sie wollte in die Höhle gehen, um ihren Mantel aufzuhängen. Eine Hexe stolperte ihr in den Weg.

„Ein Bote!“ keuchte sie. „Ein Bote! Er ist gerade eingetroffen mit Nachricht aus Goslar.“

„Goslar?“ Die Hoffnung, die in Johanna aufblitzte, war so stark, dass sie ihr einen Moment lang den Atem nahm. Lag Goslar nicht gleich neben Bad Harzburg?

„Kommt!“ rief die Frau. „Es ist außerordentlich wichtig.“

Der Bote erwartete sie wie Aquin in der Molchsgrotte: ein großer Mann mit vollkommen schwarzen Augen und Hörnern wie ein Steinbock.

„Königin Sterntaler.“ Er neigte zur Begrüßung den Kopf, als das Mädchen eintrat.

Johanna war bisher von keinem Räuber so höflich begrüßt worden. Etwas unsicher tat sie es dem Boten gleich.

„Ihr habt eine Nachricht aus Goslar?“ Sie konnte ihre Aufregung kaum verbergen, und sie schien nicht die Einzige zu sein. Zu ihrer Rechten saßen zwei Zwerge und auch die Hexe blieb im Eingang stehen.

„In der Tat“, antwortete der Mann. „Mein Name ist Valintis Schwarzhorn vom Stamme der Schwarzhornalben. Mein Vater lebt

nicht weit von Goslar im Ogertal und hat gehört, König Finian würde zum Kampf gegen uns aufrufen.“

„Was?“ Johannes Herz schien einen Schlag auszusetzen. Auch die Zwerge und die Hexe starrten Valintis erschrocken an.

„Der König lässt alle kampffähigen Männer zur Königspfalz kommen“, versicherte ihnen der Schwarzhornalb. „Mein Vater ist leider schon alt und begreift manche Dinge nicht mehr richtig, aber offenbar will Finian die Festung Regenstein angreifen.“

„Regenstein?“ rief einer der Zwerge. „Ist der irre? Noch nie hat jemand versucht, Regenstein anzugreifen!“

Johanna überkam ein mulmiges Gefühl. Sie erinnerte sich daran, wie Hübich sie davor gewarnt hatte, zu der Burg zu reiten, die sie unbedingt sehen wollte.

*Es kann nicht deine Schuld sein. Du warst nur bei den Sandhöhlen.*

Je länger sie darüber nachdachte, desto bewusster wurde ihr, in welchem Dilemma sie steckte. Jemand wollte ihre Festung angreifen, eine Festung, die sie verteidigen musste! Wie sollte sie das machen? Sie verlor ja sogar bei Fridos Ritter-Computerspielen. Das hier war echt! Sie würde Menschen sterben sehen, vielleicht selber sterben.

„Alles gut?“

„Wie?“ Johanna erwachte aus ihrer Trance und begriff erst nach einigen Augenblicken, dass die Hexe mit ihr sprach. „Ja“, murmelte sie. „Ja. Es geht schon.“ Sie fühlte sich schwindelig und so elend, dass sie am liebsten schluchzend zusammengebrochen wäre. Wenn wenigstens Aquin hier wäre. Aber sie war völlig allein mit unzähligen Wesen, die für sie in den Tod gehen würden, wenn sie jetzt den Befehl gab. Das wollte sie nicht. Das konnte sie nicht.

„Wann wird die Armee die Festung erreichen?“ fragte sie tonlos.

„Völlig egal, wann er kommt“, sagte der Zwerg mit fester Stimme. „Regenstein hat immer gehalten. Regenstein hält auch diesmal.“

Vor der Grotte waren Schritte zu hören und aufgeregte Stimmen. Dann stürmte ein Troll durch den Eingang.

„Eine Botin“, rief er. „Eine Botin aus Regenstein.“

„Noch eine?“ stöhnte Johanna. Nur wenige Augenblicke später flatterte eine Elfe in die Höhle.

„Nymphidia Nasenkäfer“, stellte sie sich mit zirpender Stimme vor. „Ich bringe Nachricht aus Regenstein. König Finian ist ...“



„Wissen wir“, brummte der Zwerg, mit einer Kopfbewegung auf den ersten Boten deutend.

„Oh. Hier war also schon jemand.“ Die Elfe wandte sich Valintis zu. „Aber woher habt Ihr die Nachricht? Aus der Festung kommt Ihr jedenfalls nicht.“

„Nein, aus Goslar“, versicherte der Alb. „Ich hab nur zufällig mitgekriegt, dass der König seine Leute zusammentrommelt. Wisst Ihr mehr über seine Pläne?“

„Mehr?“ Auf das winzige Gesicht stahl sich ein verschmitztes Lächeln. „Allerdings, wenn das alles ist, was Ihr habt. Den Angriff hat nicht der König geplant, sondern wir.“

„Was?“ Verständnislos schreckte Johanna aus ihren Gedanken. Auch die Anderen wirkten verblüfft.

„Der Angriff ist eine Falle“, erklärte Nymphidia. „Obskurill wollte zwar wirklich den König alarmieren, um uns zu vernichten, aber Aquin Medusenhaupt hat uns den Plan verraten. Nun drehen wir mit seiner Hilfe den Spieß um.“

„Aquin?“ Erst vor Schreck, jetzt vor Überraschung überwältigt, starrte Johanna ins Feuer der Fackeln, das unruhige Schatten an den Wänden tanzen ließ. Reglos verfolgte sie den Bericht der Elfe und versuchte zu verstehen, was passiert war.

„Jedenfalls müssen wir alle nach Regenstein“, schloss die Botin endlich. „Finian denkt, er greift eine fast unbewachte Festung an. Tja, da hat er sich gehörig geschnitten.“

„Aber ich kann nicht mitkommen. Tut mir leid“, versuchte sie zu erklären, als sie die enttäuschten und wütenden Gesichter sah. „Meine Brüder ...“

„Du willst uns wegen deiner Brüder im Stich lassen?“ fauchte einer der Zwerge.

„Ich muss sie finden.“

„Ihr müsst uns unterstützen.“ Auch die Hexe sah aus, als könne sie nicht fassen, was sie da hörte. „Eure Festung wird angegriffen! Was für eine Königin seid Ihr, dass Ihr Euch hier verkriecht, während andere ihr Leben riskieren!“

„Ich verkrieche mich nicht!“ Johanna konnte nicht verhindern, dass ihre Stimme ärgerlich klang. „Was würdet ihr denn machen, wenn eure Familie in Gefahr ist?“

„Und wie viele Familien denkt Ihr, werdet Ihr in Gefahr bringen, wenn Ihr hierbleibt?“ fragte die Hexe.

Johanna fiel nichts ein, was sie darauf hätte erwidern können.

„Und das alles soll Aquins Idee gewesen sein?“ Sie sah Nymphidia an, die mit einem Nicken antwortete. Johanna betrachtete die tanzenden Schatten. War der Zauberlehrling völlig wahnsinnig? Und was war mit Obskurril? Wusste der inzwischen, was sein Schüler hinter seinem Rücken trieb? Und Alice? Sie hatte ein furchtbares Gefühl dabei, die Suche nach ihren Brüdern aufzugeben, aber sie musste mit Aquin sprechen.

„Ihr habt recht.“ Die Worte klangen heiser, als weigere sich ihre Stimme, sie auszusprechen. „Ihr habt recht. Ich komme mit nach Regenstein.“

„Besser Ihr lasst Euch nicht zu viel Zeit“, zirpte die Elfe mit einem grimmigen Ausdruck, der nicht zu ihrem zarten Gesicht passte. „Man sieht sich in der Schlacht.“

## Die Räuberkönigin

„Ich bin mir sicher, Johanna und Fridolin geht es gut.“

„Ach ja?“ brummte Konrad. Er konnte Alice nicht sehen, aber er merkte, wie sie neben ihm mit den Schultern zuckte.

„Sie sind deine Familie. Du hättest es gespürt, wenn ihnen etwas zugestoßen wäre.“

Konrad ließ ein Schnauben hören. Er wusste nicht, wie lange sie schon eingesperrt waren. In der Zelle verlor man jedes Gefühl für Zeit. Irgendwann war ein Räuber gekommen und hatte ein Stück hartes Brot zu ihnen in die Dunkelheit geworfen. Ob das Stunden oder nur Minuten her war?

„Alles, was ich wollte, waren ganz normale Ferien“, murmelte er. „Stattdessen werde ich von einer Knusperhexe angegriffen, von den Bremer Stadtmusikanten überfallen, jetzt sitze ich mit ‘nem Zauberer in ‘ner Räuberfestung. Jeder, dem ich das erzähle, würde denken, ich hab was geraucht.“

„Und?“ fragte Alice. „Denken sie das eben. Zu mir sagen die Leute auch immer, dass ich einen Sprung in der Schüssel habe oder sowas. Mich stört das nicht. Ich mag zersprungene Schüsseln. Die Scherben glitzern so schön. Jedenfalls würde ich die Hoffnung nicht aufgeben. Johanna ist sehr stark und du lebst schließlich auch noch. Das ist das Wichtigste.“

„Du meinst, wenn sich ein Trottel wie ich durch dieses Irrenhaus schlägt, schaffen andere das erst recht?“ fragte Konrad.

„Du bist kein Trottel“, widersprach Alice.

„Im Augenblick komme ich mir aber wie einer vor“, bemerkte der Junge. „Stört mich ja nicht mal. Ich bin eben kein Held, auch wenn mich offenbar alle dafür halten.“

„Wie meinst du das?“ Alice rückte näher an ihn heran.

Konrad seufzte. Warum hatte er das erwähnt?

„Verstehst du nicht. Du bist zu klein.“ Er schwieg, aber da Alice beharrlich blieb, gab er schließlich nach: „Ist halt anstrengend, wenn deine große Schwester die wiedergeborene Mutter Theresa ist und alle von dir dasselbe erwarten.“

„Verstehe.“ Alice nickte.

„Hast du Geschwister?“

„Nein. Leider. Und wahrscheinlich werde ich auch nie welche kriegen. Onkel Frank sagt, Frauen stehen nicht auf Hausmeister und meine Eltern sind ja schon im Jenseits.“

„Oh, tut mir leid.“ Das hatte Konrad gar nicht gewusst. Bisher hatte er nicht darüber nachgedacht, warum Alice bei ihrem Onkel lebte.

Das Mädchen zuckte erneut mit den Schultern.

„Ich war noch ein Baby, als sie in die höhere Sphäre eingetreten sind. Aber wenn deine Familie ...“

„Nein. Schon gut. Ich meine ...“ Er wollte jetzt nicht schlecht über sie reden. Trotzdem konnte er die Worte nicht länger zurückhalten: „Johanna kann einfach alles, weißt du. Sie holt nur super Noten, sogar in Sport, obwohl Streber da sonst komplett versagen. Sie ist Schüler-sprecherin, sie engagiert sich für Flüchtlinge, Umwelt, unsere Familie. Eigentlich finde ich das sogar ganz cool. Ich meine, andere Sechzehn-jährige gehen auf Partys und so, aber sie kann nicht erwarten, dass ich dasselbe mache. Wir können schließlich nicht alle moralisch vorbildliche Universaltalente sein, die an jeden denken, außer an sich selbst.“

Alice schwieg. Sie hatte gehofft, sie könnte Konrad helfen, doch wahrscheinlich hatte sie wirklich zu wenig Erfahrung mit Geschwistern. Sie hatte ja nicht einmal Freunde. Sie beobachtete Menschen gerne. Manchmal lernte man aus der Entfernung mehr als aus der Nähe, aber eben nicht alles.

„Vielleicht braucht deine Schwester Hilfe“, meinte sie schließlich.

„Johanna?“ schnaubte Konrad. „Das wär das erste Mal. Außerdem ist sie selber schuld. Es zwingt sie ja keiner, den Abwasch zu machen.“

„Manchmal zwingen sich Leute selbst zu etwas“, erwiderte Alice. „Menschen sind ziemlich sonderbare Geschöpfe. Ich kannte zum Beispiel mal einen Mann, der zwang sich immer dazu, abends zu joggen und das, obwohl er es gar nicht mochte. Jedenfalls hat er sich ständig darüber beschwert, aber gemacht hat er es trotzdem. Kannst du das verstehen?“

„Nein“, meinte Konrad, „aber ich glaube, das mit dem Joggen ist ziemlich verbreitet.“

„Vielleicht hat deine Schwester einfach das Gefühl, du magst sie nicht“, schlug Alice vor. „Am Anfang hatte ich auch das Gefühl, du magst mich nicht, bis ich verstanden habe, dass du zu allen so bist.“

„So? Wie bin ich denn zu allen?“ Konrad war sich nicht sicher, ob er die Antwort kennen wollte. Es kam ihm längst wie Zeitverschwendung vor, überhaupt mit diesem Mädchen zu reden.

„Na, so wie du gerade bist“, antwortete Alice. „So, als hättest du eine graue Brille auf, durch die du die ganze Welt nur dunkel siehst. Eben so, als ob du nichts und niemanden magst.“

„Wie wärest du denn drauf, wenn du dich wochenlang auf die Herbstferien freust und dann schleift dich deine Mutter zu irgend ‘ner verregneten Gammelburg im Wald, obwohl du Wälder hasst und am liebsten mit deiner Freundin in den Süden an einen sonnigen Strand gefahren wärest?“

„Verstehe.“ Alice nickte wieder. „Ich finde trotzdem, du solltest netter sein. Weißt du, wenn man netter zu anderen ist, ist man automatisch auch netter zu sich selbst, und dann kriegt man weniger schnell schlechte Laune.“

Konrad konnte nicht verhindern, dass dieser Ratschlag ihn zum Grinsen brachte.

„Toller Tipp. Muss ich mir dringend merken.“

„Freut mich, dass ich dir weiterhelfen konnte. Weißt du, ich glaube, dass du gar nicht so blöd bist, wie du immer tust. Du denkst nur selber, dass du ein Trottel wärest und deshalb benimmst du dich auch wie einer; und dann versuchst du lässig zu wirken, damit keiner merkt, dass du in Wirklichkeit einfach nur unsicher bist.“

„Das nenn ich mal Tiefenpsychologie“, stellte Konrad ironisch fest, obwohl er sich unangenehm ertappt fühlte.

„Ich verfüge über schwache telepathische Fähigkeiten“, erklärte das Mädchen. „Wenn ...“

Ein Geräusch ließ die Beiden nach oben blicken. Auch Obskurril schreckte aus dem Schlaf, als die Luke über ihnen geöffnet wurde.

„Endlich“, murmelte Konrad. Das Brot hatte kaum gereicht, um einen Gefangenen satt zu kriegen, geschweige denn drei. Durst hatte er außerdem. Zu seinem Verblüffen war es allerdings kein Essen, das vor ihnen landete, sondern das Ende eines Seils. Ungläubig stand Obskurril auf und trat näher. Auch die Kinder beobachteten verständnislos, wie jemand eine Laterne anzündete und damit zu ihnen in die Dunkelheit kletterte.

„Kathi!“ Konrad riss die Augen auf, als er die Räuberin erkannte.

„Überrascht?“ Sie griff in ihre Tasche und reichte Obskurril ein Stück Seife. „Purgamentum Venenata. Ich hoffe, du weißt damit umzugehen.“

Auf dem Gesicht des Magiers breitete sich ein Strahlen aus. Konrad und Alice blickten verwirrt zwischen Kathi und Obskurril hin und her.

„Puga... was für 'n Ding?“ erkundigte sich Konrad.

„Purgamentum Venenata“, erklärte Kathinka. „Eine Pflanze. Zerkleinert und zu Seife verarbeitet, wäscht sie nicht nur Dreck weg, sondern auch ganze Steine.“

„Du meinst, wir sollen uns aus dem Kerker rauswaschen?“ Wenn Konrad nicht schon mit einem Schokoladenosterhasen gegen eine Knusperhexe gekämpft hätte ...

„Na, durch die Luke und dann durchs Haupttor kommt ihr jedenfalls nicht unbemerkt raus. Und dass Obskurril ein Ass im Seilklettern ist, wage ich zu bezweifeln.“

Obskurril blickte misstrauisch von der Seife in Kathis Gesicht.

„Warum hilfst du uns?“

„Diwo und Siri können die Welt alleine weiter terrorisieren“, erwiderte die Hexe. „Ich mach da nicht länger mit. Meinetwegen können die Hexenhäuser demolieren und Kutschen entführen, bis sie besoffen vor die Brockenbahn rennen. Wir müssen unbedingt Aquin aufhalten. Er ist auf dem Weg nach Goslar. Ich hab die anderen drüber reden hören. Er will Finian anstiften, Regenstein anzugreifen.“

„Hä? Moment, ich dachte, er will gerade nicht, dass die Freok angegriffen werden?“ wunderte sich Konrad. Nur Obskurril schien zu begreifen.

„So, wie von mir angeordnet. Aber weil die Freok Bescheid wissen, führt er sie damit direkt in eine Falle. Natürlich!“ Er vergrub das Gesicht in seiner freien Hand. „Brillant. Brillant, Aquin! So heimtückisch, ich würde das für Schlangenbarts Plan halten, wenn es nicht mein eigener wäre. Einfach genial!“

Kathis Gesicht verfinsterte sich.

„Du hast Glück, dass Konrad und Alice mit dir hier unten gelandet sind, alter Mann. Glaub nicht, dass ich das für dich tue. Aber jetzt müssen wir uns beeilen. Ich hab Lappen mitgebracht und Wasser. Ich hoffe, das reicht.“

Es war ein seltsames Gefühl, sich durch die Steine zu waschen, ein bisschen, als würden sie Kreide aufweichen. Der Zauberer gab sich Mühe, den Schmerz über den Plan seines Schülers zu verbergen.

Alice wünschte, sie könnte ihn trösten. Andererseits hatte sie nicht vergessen, was Obskurril den Räufern angetan hätte. Ganz glauben konnte sie es noch immer nicht. Dieser Plan passte wenig zu ihm. Es passte auch nicht zu Finian, Leute hinrichten zu lassen. Jedenfalls nicht zu dem Finian, von dem sie immer geträumt hatte. Alice erinnerte sich an das merkwürdige Gefühl, das sie die ganze Zeit beschlichen hatte, wenn Obskurril über den König sprach. Hinter seinem Geheimnis steckte mehr als nur der Plan, die Freok zu vernichten. Sie würde es herausfinden, sobald sie draußen waren.

„Ist das Zeug eigentlich gefährlich?“ Angewidert musterte Konrad das aufgeweichte Gestein, das von seinem Lappen tropfte und auf dem Boden eine graue Schleimpfütze bildete. „Ich meine, wenn das alles auflöst, zerfrisst das dann nicht auch unsere Hände?“

„Das ist Seife, keine Säure“, widersprach Obskurril. „Ein Wischlappen wird durchs Fensterputzen schließlich auch nicht sauber.“

Konrad verzog das Gesicht. Er wusste nicht, was er von diesem Argument halten sollte, machte aber trotzdem weiter.

Über eine Stunde dauerte es, bis sie endlich auf einen Hohlraum stießen. Erleichtert warf Konrad den Lappen beiseite und streckte sich. Diese verdammte Wand musste gut zwei Meter dick sein.

„Und was ist jetzt dahinter?“ Neugierig musterte Alice das freigerubbelte Loch.

„Das Hauptverlies, wenn mich nicht alles täuscht“, antwortete Kathinka.

„Wie jetzt?“ Konrad drehte sich zu der Räuberin um. „Du hast uns von einem Kerker in den anderen gebracht?“

„Aus dem Hauptverlies gibt es einen Weg nach oben. Ich meine einen richtigen Weg. Außerdem rechnet hier niemand mit unserem Erscheinen. Die Wächter denken ja, ihr sitzt schön brav da, wo sie euch hingesteckt haben.“

Das Hauptverlies sah genauso aus, wie Konrad sich Burgverliese vorstellte: ein finsterer Korridor, der von angerosteten Gittertüren gesäumt wurde. Nicht einmal Kathinkas Laterne reichte aus, um zu erkennen, wer oder was sich dahinter befand. Doch sie hörten die Gefangenen. Klirrende Ketten, Schluchzen und feindseliges Knurren.

„Wer sind die?“ Alice trat auf eine der Türen zu und legte die Hände um das Gitter.

„Vorsicht!“ Konrad konnte sie gerade noch rechtzeitig zurückzerren, als eine groteske Bestie aus der Finsternis gesprungen kam und nach ihren Fingern schnappte: ein Löwe mit Menschengesicht und Skorpion-schwanz. Kathinka riss sie beide zu Boden, als das Monster einen Hagel aus Giftpfeilen auf sie abschoss. Das war knapp.

Wie betäubt blieb Konrad liegen und spürte Alice' zitternden Arm in seiner Hand.

„Ganz ruhig“, besänftigte Obskurril den Mantikor. „Wir sind keine Räuber. Erkennst du mich?“

„Obskurril?“ Die Stimme des Untiers klang überraschend weich. „Beim Allmächtigen! Nicht du auch noch!“

„Keine Sorge. Ich bin nicht gefangen. Nicht mehr. Wir holen dich hier raus, Dieter.“

„Dieter?“ Konrad setzte sich auf. Nicht nur, dass der Monsterlöwe sprechen konnte und mit Obskurril befreundet war, ... Wer nannte denn so eine Bestie „Dieter“?!

„Wir können ihn nicht rausholen“, wandte er ein. „Wie sollen wir dieses ... äh, diesen Dieter da unbemerkt an den Räufern vorbeikriegen? Und überhaupt.“

„Man kann 'ne Menge, wenn man will.“ Kathinka stand auf und ging zurück in ihre Zelle, um die Seife zu holen. „Was?“ fragte sie, als sowohl Konrad als auch der Zauberer ihr einen überraschten Blick zuwarfen. „Ich hab gesagt, ich steig bei der Sache aus. Den Deppen hab ich lange genug geholfen. Wird Zeit, dass ihnen jemand 'ne Lektion erteilt.“

Konrad blieb auf dem Boden sitzen, während Kathi mit einem schadenfrohen Grinsen die eisernen Türangeln aus dem Fels putzte. Krachend fiel das Gitter um. Ein paar der Stäbe brachen beim Aufprall aus ihrer rostigen Verankerung.

„Sie ist echt der Hammer, oder?“ sprach Alice die Worte aus, die der Junge dachte. Vielleicht verfügte sie wirklich über telepathische Fähigkeiten.

Konrad fühlte sich alles andere als behaglich. Mit einer Eisenstange bewaffnet, marschierte er den Flur hinunter, gefolgt von einer Schar, die den Büchern einer Horror-Bibliothek entsprungen sein konnte. Neben dem Mantikor hatten sie Kobolde befreit, unzählige Zwerge, Menschen, Moosleute, einen Mann, der komplett aus Flammen bestand und sich „Feuerputz“ nannte, einen Steinriesen und weitere Geschöpfe. Konrad



ging voran. Zusammen mit Kathi, die den Weg kannte. Alice folgte ihnen und Obskurril bildete den Schluss.

Ein Schwarm Elfen leuchtete ihnen den Weg und der Feuerputz ging so dicht hinter ihm, dass Konrad seine Hitze im Nacken spürte. Alice hatte ihn in ein angeregtes Gespräch über Singvögel verwickelt, in das bald ein Minotaurus mit einstieg, der eine Vorliebe für Rotkehlchen hatte. Die Gesprächsthemen, die von Vögeln über Schmetterlinge zu richtiger Strauchrosenpflege wechselten, ließen Konrad immer mehr daran zweifeln, dass diese Leute eine besonders gute Verteidigung abgaben. Was, wenn sie jemand bemerkte? Und irgendwann würde dieser Karnevalsanzug auf jeden Fall bemerkt werden. So sehr er Kathinkas Mut bewunderte, offenbar hatte sie einen Teil ihres Verstandes bei den Räufern gelassen.

Der Tross der Räuberkönigin traf am Nachmittag auf Regenstein ein. Sie hatten einen anderen Weg gewählt als Konrad, Alice, Obskurril und die Bremer Stadtmusikanten. Hübich, der sich als Zwerg unter der Erde besser auskannte als darüber, hatte sie von einer Klamm durch einen Tunnel direkt in die Katakomben der Festung gebracht. Deren Gänge und Höhlen zogen sich wie ein Netz durch den gesamten Felsen. Die Gebäude, die Johanna von weitem gesehen hatte, waren nur die Krone einer erheblich größeren, unterirdischen Festung. Über unzählige Treppen und Flure erreichten sie eine Halle mit bunten Fenstern. Schwach fiel das Licht der Sonne hindurch und zeichnete die zerstückelten Bilder von silbernen Tannenzapfen, vier Hufeisen und einem Skelett in einem See auf die Fliesen.

„Sterntaler!“ Johanna hob den Kopf. Ein Zwerg kam auf sie zu. „Sterntaler! Ein Glück, Ihr seid eingetroffen. Wir werden Euch brauchen.“

„Warum?“ Seine Worte klangen nicht gerade beruhigend. „Ich dachte, die Lage sei unter Kontrolle?“

„Klar, unsere Chancen stehen hervorragend. Diese Festung wurde noch nie eingenommen. Mit Königin ist trotzdem besser.“

„Ja, ja, uneinnehmbar,“ seufzte Johanna, während sie dem Räuber nach draußen folgte, „den Spruch kenne ich aus vielen Filmen. „Meistens kommt er von Leuten, die am Ende verlieren.“

Der Anblick des Hofes ließ sie ihre Bedenken für einen Moment vergessen. Regenstein war innen genauso riesig, wie es ihr von außen

vorgekommen war. Überall führten Steintreppen in unergründliche Keller oder auf höher gelegene Felsebenen. Dort, wo die Sicht nicht durch Mauern versperrt wurde, konnte sie das gesamte Land überblicken. Wälder breiteten sich als grüne Decke aus, auf der die Stadt Blankenburg wie ein Flicker aufgesetzt wirkte.

Vier Türme blickten in alle Himmelsrichtungen, und überall wehte das Banner der Freok. Auch wenn Johanna die Sorge um ihre Brüder quälte, überkam sie ein Gefühl der Überwältigung.

„Das ist also meine Burg“, murmelte sie.

„Kannst dich also wirklich an gar nichts mehr erinnern?“ Nymphidia flatterte auf ihre Schulter. Die Elfe war kurz hinter dem Blauen See wieder zu ihnen gestoßen.

„An gar nichts“, antwortete Johanna, auch wenn es ihr plötzlich wie eine Lüge vorkam. Sie wusste nicht, was los war. Ihr Verstand war sich weiterhin absolut sicher, diese Mauern nie gesehen zu haben. Trotzdem überkam sie ein seltsames Gefühl. Wie bei einem Déjà Vu.

„So siehst du aber nicht aus.“

„Wieso?“

„Ich mein, du siehst nicht aus wie jemand, der das hier zum ersten Mal sieht“, zirpte die Räuberin. „Ich weiß nicht, irgendwie scheint dir alles ...“ Sie suchte nach dem richtigen Wort.

„Vertraut?“ fragte Johanna. Das Wort kam ihr in den Sinn, während sie die runden Fensterbögen betrachtete. Sie fühlte sich, als hätte sie das alles hier schon einmal in einem Traum gesehen, vor langer, langer Zeit.

„Ja“, stimmte Nymphidia zu. „Vielleicht kommt deine Erinnerung langsam zurück. Der schielende Gustav sagt, die Wirkung von Oblivionis-Blüten lässt irgendwann nach.“

„Ja, möglicherweise“, murmelte Johanna, während sie eine Erklärung für das merkwürdige Empfinden suchte. War sie vielleicht mit ihrer Mutter einmal in einer Burg gewesen, die Regenstein ähnlich sah?

„ANGRIFF!“

Die Stimme ertönte so unerwartet, dass Johanna die Elfe mit dem Ohr von ihrer Schulter fegte, als sie den Kopf drehte. Ein Mann kam aufgeregt auf den Hof gerannt. „Angriff!“ brüllte er. „Die Gefangenen! Alle Gefangenen sind ausgebrochen!“

„Was?“ Johanna blieb wie angewurzelt stehen. Alle Farbe wich aus ihrem Gesicht.

„Los! Ein Angriff.“ Nymphidia zerrte an ihren Haaren.

„An die Waffen!“ schrie ein anderer Räuber. Es war, als hätte ein Sturm die Festung erfasst. Leute rannten durch Gänge, Türen sprangen auf, überall wurde die Nachricht wiederholt wie ein Echo.

„Beweg deinen Hintern!“ zeterte die Elfe. Ein anderer Räuber kam ihr zu Hilfe, indem er Johanna beim Arm packte und in einen Raum zerrte. Ganz offensichtlich die Rüstkammer. Ihr wurde ein Schwert in die Hand gedrückt.

„Hier“, meinte die Waffenmeisterin, „ich weiß, es ist nicht so gut wie deins, aber für den Moment ...“

Johanna starrte die Klinge an. Als Tochter einer Archäologin hatte sie schon oft Schwerter in der Hand gehalten, aber glaubten die ernsthaft, sie könnte damit nur einen Kobold erledigen? Ihr wurde übel bei der Vorstellung.

„Jetzt geh schon!“ Sie bekam einen Stoß.

„Ich ...“, stammelte sie. Ihre Stimme ging im Lärm der anderen unter.

„Jetzt geh endlich!“ brüllte der Räuber, doch sie rührte sich erst, als er sie mit sich riss. Der Stoff von Ärmeln und Mantelsäumen schlug ihr ins Gesicht und von überall hörte sie aufgeregte Stimmen.

„Sie sind im Ostflügel!“

„Wir brauchen Verstärkung!“

Gänge, Treppen, Räuber, Flure. Die Hektik schien sich auf Johanna zu übertragen, ertränkte alles, selbst ihren Verstand. Bis sie plötzlich in einem Kellergang stand. Zwischen den Mauern tummelte sich bereits eine kämpfende Menge. Trolle, Zwerge, Menschen, Minotauren, Greife, Hexen, Däumlinge und Riesen waren in ein so wildes Gefecht vertieft, dass sie kaum erkannte, welches Horn zu welchem Faun gehörte. Mit feuchten Fingern umklammerte sie den Schwertgriff.

*Ich kann das nicht. Ich kann das nicht!*

Wie erstarrt stand Johanna im Zwielflicht. Räuber stürzten an ihr vorbei, Klingen prallten aufeinander, sie hörte Schreie und auf einmal, als wäre es der Wille eines anderen, griff sie ebenfalls an. Es war das merkwürdigste, stärkste und unerklärlichste Gefühl, das sie jemals überkommen hatte. Als hätte ein Feuer ihre Seele erfasst, das auch ihre Vernunft nicht löschen konnte. Ihre Waffe prallte auf die eines anderen. Ein stechender Schmerz durchfuhr ihren Arm, als eine Klinge ihre Hand traf. Sie schlug ein weiteres Mal zu und traf etwas, das sie in dem Durcheinander nicht erkannte.

*Was machst du hier?*

Ab und zu gewann wieder ihr Verstand die Oberhand. Sie wusste nicht, was gerade passierte, nur dass es sich anfühlte, als hätte sie es schon oft getan. Sie stach nach einer Hexe, die gerade einen Fluch auf einen Räuber loslassen wollte, und bohrte ihr die Klinge in den Leib.

Abscheu ergriff Johanna und ließ sie ein Stück zurückstolpern. Die Waffe in ihrer Hand zitterte. Sie konnte nicht sagen, ob vor Aufregung, vor Erschöpfung oder vor Panik. Gleichzeitig war da diese Entschlossenheit, die sich nicht abschütteln ließ. Sie sah die kämpfende Masse, die ihrer Hilfe bedurfte, und stürmte erneut los.

Sie kamen von allen Seiten. Konrad wusste nicht mehr, wer zu ihnen und wer zu den Gegnern gehörte. So gut er konnte, versuchte er, die Schwertklingen der Räuber abzuwehren, aber es waren einfach zu viele. Wenigstens den Flammenmann konnte er in der tobenden Masse sehen. Er hatte die Kleider eines Hundsköpfigen in Brand gesteckt, der laut jaulte und in eine Harpyie hineinstolperte. Kathinka beschwor eine mannshohe Windhose herauf und ließ sie auf Diwo los, den sie neben Dieter entdeckt hatte. Überall waren Flüche zu hören und verschiedene Fabelwesen verwandelten sich in Schnecken, Fliegenpilze oder Kohlmeisen.

„Alice!“ schrie Konrad, aber in diesem Durcheinander hatte es keinen Sinn. Erschrocken wich er den Hufen eines Zentauren aus und schaffte es, im Stolpern einem Mann den Säbel aus der Hand zu schlagen. Ein anderer versuchte, Konrads unvorteilhafte Lage zu nutzen. Verzweifelt riss der Junge seine Stange hoch, um den Hieb abzuwehren, doch der Räuber führte seine Waffe so erschreckend schnell, dass die Klinge trotzdem fast seinen Hals getroffen hätte. Konrad stürzte. Mehr zufällig hob er dabei den Blick und sah seinem Gegner ins Gesicht, bevor der ihm den Kopf abschlagen konnte.

Der Anblick ließ sie beide erstarren. Denn es war kein Räuber, der ihn besiegt hatte und nun töten wollte. Es war ein Mädchen. Kurze, dunkle Haare klebten ihr schweißnass im Gesicht. Auf ihrer Nase saß eine Brille, die so gar nicht an diesen Ort passte. Seine Schwester. Johanna!

Johanna Stahlbaum. Johanna, die sonst daheim in der Küche das Geschirr abräumte, die Vorträge über erneuerbare Energien organisierte, am Wochenende auf Demos für Menschenrechte kämpfte und deren Lieblingstier die Blattschneiderameise war. Seine Schwester Johanna!

Er ließ die Stange fallen. Auch das Mädchen vergaß vor Unglauben das Schwert, das drohend vor seiner Kehle schwebte. Konrad konnte sehen, wie ihre Lippen seinen Namen formten, obwohl ihre Stimme im Lärm unterging. Sie brauchten beide eine Weile, bis sie die Situation weit genug begreifen konnten, um mehr zu tun, als sich gegenseitig anzustarren.

„SCHLUSS!“ schrie Johanna so laut, dass ihre Stimme tatsächlich durch die Rufe der anderen, das Klirren der Schwerter und das Bersten von Holz drang. „AUFHÖREN! SOFORT! Lasst die Waffen fallen! Alle!“

Stille trat ein. Nicht sofort, aber nach und nach verbreitete sich der Ruf der Königin und alle folgten ihm, bis auch die letzten Waffen schwiegen. Blutend und erschöpft standen die Kämpfer an die Tunnelwände gelehnt, zwischen ihren Füßen Tote und Verwundete.

Keuchend kauerte Konrad auf dem Boden, überwältigt von dem, was eben passiert war. Johanna stand mit versteinerner Miene vor ihm. Nur ihre Augen verrieten den Schrecken, den sie empfand.

„Es hat keinen Sinn, sich gegenseitig totzuschlagen.“ Sie ließ den Blick von den Toten zu den Lebenden gleiten, die sie erwartungsvoll ansahen. „Uns steht ein Angriff bevor, da können wir auf keinen verzichten.“

Die Gefangenen brachen in wildes Geschrei aus. Ein alter Mann trat aus ihrer Menge und gebot Ruhe. Johanna erkannte den Mantel mit den goldenen Sternen und den zerknitterten Spitzhut sofort.

„Obskuril.“

„Johanna“, erwiderte der Zauberer. „Ich hatte gehofft, Euch unter erfreulicheren Umständen wiederzusehen.“ Sein Blick wanderte zu ihrem Schwert, an dem Blut klebte. Sie konnte nicht einmal schlucken, geschweige denn antworten.

Unter den Gefangenen breitete sich ein erstauntes Murmeln aus, ebenso unter den Räubern. Niemand verstand die freundliche Begegnung der beiden Erzfeinde. Nicht einmal Johanna selbst war sich sicher, was sie davon zu halten hatte. Aquin zufolge hielt der Zauberer sie weiterhin für die Räuberkönigin, und wahrscheinlich hatte sie gerade ihr Bestes getan, um seinen Verdacht zu bestätigen. Sie musterte ebenfalls die Waffe in ihrer Hand. Kurz empfand sie eine derartige Abscheu vor sich, dass sie sich die Klinge am liebsten selbst in den Leib gerammt hätte.

„Wir sollten reden“, meinte der Zauberer. „Wir haben wichtige Nachrichten.“

„Das sollten wir“, antwortete Johanna tonlos. Sie sah zu Konrad hinüber. Sie war unendlich erleichtert, ihn wiederzusehen. „Aber erst müssen wir uns um die Verletzten kümmern. Bringt sie nach oben. Alle, auch die Toten.“

„Was ist mit den Gefangenen?“ fragte ein Räuber. „Sollen w...“

„Ich sagte: Alle!“ unterbrach ihn Johanna barsch. „Obskurril, wenn du deinen Leuten klarmachst, dass weitere Angriffe sinnlos sind, Sorge ich dafür, dass sie gut behandelt werden.“

Der alte Mann nickte.

Auf ihrem Weg nach draußen wechselten Johanna und Konrad kein Wort. Vereint stützten sie einen verwundeten Troll. Zuweilen warfen sie einander verstohlene Blicke zu, als hätten die vergangenen drei Tage sie zu Fremden gemacht. War das noch die Johanna, nach der Konrad gesucht hatte? Er hatte das Gefühl, jemand vollkommen anderem begegnet zu sein. Einer Johanna, die sich zwar verhielt wie seine Schwester, die aber ihr ganzes Leben in Niemandreich verbracht hatte. Sie redete mit den Räubern wie mit alten Bekannten, und die Räuber, das war das Allermerkwürdigste, respektierten sie.

Johanna vermochte kaum in Worte zu fassen, wie sehr es sie erleichterte, dass auch Alice wieder aufgetaucht war. Jetzt fehlte nur noch einer: Fridolin.

Fast drei Stunden lang waren sie damit beschäftigt, Verletzte zu versorgen und alle unter Kontrolle zu halten. Johanna ließ den Gefangenen Essen und warme Kleidung bringen, ehe sie sich mit Obskurril, Konrad und Alice in die Kammer der Räuber Königin zurückzog. Erst dort fiel sie ihrem Bruder in die Arme.

„Wo warst du?“ schluchzte sie. „Ich dachte ... ich ...“ Sie drückte ihn fester an sich und küsste sein Gesicht. Konrad erwiderte ihre Umarmung mit derselben Heftigkeit. Eine Weile waren sie beide so überwältigt von ihren Gefühlen, dass Obskurril sich wahrscheinlich schon zum dritten Mal geräuspert hatte, ehe Johanna endlich aufblickte.

„Ich störe euch wirklich nur ungern“, meinte er, „aber ich fürchte, uns fehlt die Zeit für eine Wiedersehensfeier. Aquin ist auf dem Weg hierher, bereit die Männer des Königs zu vernichten.“

„Ihr wisst davon?“ Johanna ließ den Blick von Konrad zu Alice und wieder zu Obskurril wandern. „Was hat er vor? Ich versteh einfach

nicht ...“ Sie stockte. „Aquin hat mich gerettet“, versuchte sie ihn zu verteidigen. „Er wollte mir nur helfen.“

„Aquin hat uns verraten.“

Johanna fuhr zu Konrad herum.

„Was?“

„Er hat recht“, rief Alice. „Wir wollten in die Burg, um nach dir zu suchen, aber Aquin hatte einen geheimen Plan und deswegen sind wir im Kerker gelandet. Jetzt will er Finian töten!“

Johanna wirkte verwirrt.

„Warum wolltet ihr überhaupt in dieser Burg nach mir suchen?“

„Weil Aquin gesagt hat, dass er deine Spuren bei den Sandhöhlen gefunden hat“, berichtete Alice weiter.

„Das stimmt“, erklärte Johanna. „Die Spur hab ich absichtlich gelegt, damit Aquin eine falsche Fährte hat und Obskurril nicht länger nach mir sucht.“ In ihren Blick trat Feindseligkeit. „Ihr wolltet mich töten. Wenn das Eure Vorstellung von Recht ist, kann ich verstehen, dass die Freok ...“

„Aber als Ihr geflohen seid, war ich längst von Eurer Unschuld überzeugt“, fiel Obskurril ihr ins Wort. Er schien selbst nicht zu begreifen, was dieser Irrtum sollte.

„Ihr wusstet, dass ich unschuldig bin?“

„Ja. Ich hab ihm alles erzählt“, antwortete Alice. „Danach tat es ihm furchtbar leid, dass er dich hinrichten wollte. Er ist auch gleich losgegangen, um dich aus dem Keller zu holen. Da warst du allerdings schon weg.“

Nur langsam wurde Johanna klar, was das bedeutete.

„Dann hat Aquin mich belogen“, flüsterte sie. „Die ganze Zeit. Er hat gesagt, er kann mich nicht zurückbringen, weil Obskurril mir nicht glauben würde. ... Aber warum?“ Sie sah wieder Obskurril an. „Was bringt ihm das denn?“

„Es gibt offenbar Einiges, das mein Schüler mir zu erklären hat“, murmelte er grimmig.

Johanna schwieg. Sie konnte nicht fassen, was passiert war. Aquin, dem sie vertraut hatte, den sie für ihren einzigen Freund gehalten hatte, hatte sie von Anfang an belogen. Sie fühlte sich so schäbig und schäbiger noch durch die Toten, die im Kampf gefallen waren. Sie hatte Andere umgebracht. Für eine Verbrecherbande, die sie hintergangen hatte.

„Was hat Aquin jetzt vor?“ fragte sie mit mühevoll gefasster Stimme.

„Er will Finians Soldaten ermorden“, versicherte ihr Alice. „Obskurril hat ...“

„Ich bekämpfe die Freok seit Jahren“, brachte der Zauberer die unangenehme Angelegenheit hinter sich. „Ich hatte nicht die Absicht, jemanden ...“, er stockte, „unnötig zu verletzen. Aber es ist nun mal meine Pflicht, die Bürger von Niemandreich zu schützen.“

„Womit Ihr sagen wollt, dass Ihr die Räuber allesamt getötet hättet“, ergänzte Johanna. „Hätte ich mir ja denken können! Wisst Ihr, dass ich versucht habe, Aquin aufzuhalten? Ich habe ihm gesagt, er soll mit diesem Freok-Mist aufhören und stattdessen mit Euch reden, aber ich verstehe ihn sogar, wenn hier jeder sofort aufgehängt wird!“

„Die Freok morden und randalieren. Mit ihren Attacken bringen sie jeden Bürger in Lebensgefahr.“

„In wirklich zivilisierten Welten gibt es für so was Gerichte und Gesetze. Man kann sich verteidigen und ...“

„Aufhören!“ rief Alice, als der Zauberer zu einer Antwort ansetzte. „Ein Heer ist auf dem Weg, und ihr streitet euch über Sachen, die sowieso gerade keiner ändern kann!“

Obskurril seufzte.

„Alice Stein, es überrascht mich immer weniger, dass die Prophezeiung gerade dich ausgewählt hat“, meinte er. „Du hast wiederum recht. Wir brauchen einen Plan. Einen Plan, wie wir ein Gemetzel verhindern.“

„Ein Gemetzel wird es nicht geben“, versicherte Johanna. „Nicht, solange ich die Räuberkönigin bin.“

„Aber du bist nicht die Räuberkönigin“, widersprach Konrad.

„Sagt wer?“ fragte Johanna. „Die Räuber jedenfalls nicht, und ich nehme an, die müssen es am besten wissen. Wo auch immer meine Vorgängerin abgeblieben ist, jetzt ist Regenstein meine Festung, und wenn ich sage, wir kämpfen nicht, dann kämpfen wir auch nicht. Und was diesen Finian angeht ...“ Sie warf Obskurril einen kurzen Blick zu. „Ich bin durchaus bereit, mit ihm zu verhandeln, wenn er sich etwas diplomatischer zeigt als bisher.“

Konrad starrte seine Schwester an. Diesmal nicht, weil er nicht glauben konnte, dass diese stolze und starke Kriegerin wirklich Johanna war, sondern weil sie so eindeutig Johanna war, dass er sich fragte, warum er früher nie bemerkt hatte, wie unglaublich sie war.